

# Das Wirken des Bamberger Romantikers Ignaz Christian Schwarz in der Schweiz

Autor(en): **Müller, Iso**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **25 (1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-75680>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Wirken des Bamberger Romantikers Ignaz Christian Schwarz in der Schweiz

von *Iso Müller*.

Trotzdem vorliegende Untersuchung hauptsächlich den schweizerischen Aufenthalt des fränkischen Literaten ins Licht setzen will, kann es sich dennoch nicht um eine ganz vollständige Arbeit handeln, da manches Quellenmaterial der deutschen Archive und Bibliotheken infolge Kriegswirren nicht erreichbar war<sup>1</sup>. Umso mehr mußte das Ziel in den Vordergrund treten, die Ideen herauszuschälen und geistesgeschichtlich einzuordnen, welche Ignaz Christian Schwarz in den «Wanderbildern von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle» (Schaffhausen 1843) niederlegte.

## I. Vom romantisch-fränkischen zum benediktinisch-rätischen Kreise.

Wenn ein Zeichen für die Romantik bedeutungsvoll war, dann sicher der mittelalterliche Dom. Ein solch steinernes Sinnbild der romanisch-gotischen Zeit des 13. Jahrhunderts stand im fränkischen Bamberg. Vom Geiste dieser Kathedrale war noch anfangs des 19. Jahrhunderts die dortige Stadt mitsamt der Landschaft beseelt, wie die frommen Prozessionen und andächtig gesungenen Messen zeigten. Frühromantiker wie W. H. Wackenroder († 1798) schwärmten geradezu für die Kirchenmusik der fränkischen Bischofsstadt. Kein Geringerer als Ernst Amadeus Hoffmann, in einer Person Komponist, Maler und Dichter, leitete 1808—1813 die Bamberger Stadtbühne und führte dort Calderons Dramen auf. Sie machten umso größeren Eindruck, als das fränkische Volk mit dem

---

<sup>1</sup> Brümmer Fr., Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jh. 2 (1888) 309. Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 12 (1929) 536. Kosch W., Deutsches Literatur-Lexikon 2 (1930) 2417. Dazu: Der Wahrheitsfreund 1844 nr. 36 (St. Gallen). Nur diese Literatur ließ sich über Schwarz auftreiben.

Rosenkranz in der Hand diese religiösen Weihespiele miterlebte. Zu Hoffmann gesellte sich der ungestüme und gewandte Friedrich Karl Gottlob Wetzel, der sich einst der Medizin und der Philosophie verschrieben und dann in Jena (1801) die romantische Gedankenwelt Schellings übernommen hatte. Er zog später nach Bamberg, wo er seit 1809 den «Fränkischen Merkur» leitete und als patriotischer Dichter die Herzen vieler gewann. Hier beschloß Wetzel auch 1819 sein Leben<sup>2</sup>.

In dieser romantischen Welt der fränkischen Bischofsresidenz erblickte Ignaz Christian Schwarz am 24. Juni 1801 als einziger Sohn eines pensionierten Hauptmannes das Licht der Welt. Er besuchte die humanistischen Schulen der Stadt und erlebte als Student die großen Tage der Bamberger Bühne. Kein Wunder, wenn er zeitlebens für Theater und Literatur begeistert war. Wetzels Gedichte zitierte er gerne und zählte den Dichter mit Rückert und Arndt zu den «Feuergeistern»<sup>3</sup>. Als Schwarz an die Universität in Erlangen, das zum Bamberger Sprengel gehörte, zog, um Philosophie und Jus zu studieren, fand er dort Gotthilf Heinrich Schubert, einen intimen Freund Wetzels. Schubert, in jungen Jahren ein Schüler Herders, hatte sich in Jena 1801 mit Wetzel für Schellings Philosophie begeistert. Doch bildete er sich zum eigentlichen Arzt und Naturforscher aus. Seinen Ruhm machte Schubert durch seine «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft» (1808) und sein Werk über die «Symbolik des Traumes» (1814). Dieser philosophische und romantische Naturforscher liebte Touren und Reisen in freier Natur, wovon er feinsinnige Schilderungen entwarf und veröffentlichte<sup>4</sup>. Selbst Schriften zur Erneuerung des christlichen Lebens schrieb der edle Protestant. Schwarz lernte von Schubert, die Natur mit offenem Auge zu be-

---

<sup>2</sup> Nadler J., Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften 3 (1924) 265—266, 386—394. Merkel F. R., Der Naturphilosoph G. H. Schubert und die deutsche Romantik. Straßburger Diss. 1912, S. 3, 13, 17—20, 36, 42—45, 56. Über Bamberg als Zentrum der romantischen Medizin S. 23, 45.

<sup>3</sup> Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfall. Schaffhausen 1843, S. 13. Wir zitierten das Werk mit: W.

<sup>4</sup> Allgemeine Deutsche Biographie 32 (1891) 631—635. Dazu Nadler l. c. und Merkel l. c.

obachten, ihr geheimnisvolles Zusammenspiel zu enträtseln und das Erlebte mit poetischer Feder festzuhalten. Das Beispiel des stillbedächtigen und pietistisch-frommen Professors ermunterte ihn auch, sich schriftstellerisch für weltanschauliche Ziele einzusetzen. Er nennt den «gemütlichen Schubert» ausdrücklich seinen «Freund und Lehrer»<sup>5</sup>. In Erlangen hielt auch Friedrich Wilhelm Josef Schelling 1820—1826 Vorlesungen. So ist Schwarz nicht nur mittelbar durch Schubert und wohl auch durch Wetzels, sondern unmittelbar Schüler Schellings geworden. Schelling hatte sich schon durch seine berühmten Schriften über die «Philosophie der Natur» (1797) und über die «Weltseele» (1798) zum führenden Denker der Romantiker aufgeschwungen. Zeitlebens zeigte Schwarz große Sympathien zu diesem protestantischen Philosophen und betrachtete sich auch als Anhänger der «Schelling'schen Schule». Das spätere Wirken des großen Mannes verfolgte Ignaz Christian mit großer Anteilnahme, ohne indes die verschiedenen wechselnden Theorien seines Meisters als Ganzes kritiklos zu übernehmen<sup>6</sup>.

Nachdem Schwarz 1828 an der Erlanger Hochschule in der Philosophie und in den Staatswissenschaften die Doktorlorbeeren erreicht hatte, zog er sich in die Heimatstadt zurück. Dort bekleidete er eine Zeitlang eine Lehrstelle am Stadtgymnasium, doch ist Genaueres darüber vorläufig nicht zu ermitteln. Indes scheint dem sinnigen und gesundheitlich nicht robusten Franken die literarische Tätigkeit mehr entsprochen zu haben. Er übernahm 1828 den in Bamberg erscheinenden «Fränkischen Merkur», dessen Leitung einst Wetzels innegehabt hatte. Seinen Formsinn und sein empfängliches Gemüt zeigte er in seinen «Sonnetten». Es entsprach ganz den musikalischen Traditionen seiner Vaterstadt wie den literarischen Absichten der Romantiker, daß er 1830 ein «Volksliederbuch nach deutschen Volksweisen» herausgab. Aus den «Teutschen Volksbüchern» sind wohl auch die heldischen Gestalten der treuen «Gräfin Griseldis» (1836) und der «frommen Magelone» (1836) entnommen. In die schöne Zeit der Ritter führte sein «Kaiser Octavian» (1837). Wie sehr diese Themen dem romantischen Zeitgeschmacke entsprachen, erhellt schon daraus, daß kein

<sup>5</sup> W. 10.

<sup>6</sup> W. 97, 201—202.

Geringerer als Ludwig Tieck wenige Jahrzehnte vorher mit verschwenderischer Phantasie die gleichen Stoffe dargestellt hatte (Magellone 1797, Genoveva (ähnlich Griseldis) 1800 und Octavian 1804). Mehr geschichtlichen Charakter zeigt seine 1833 herausgegebene Arbeit über: «Das hl. Kaiserpaar». Darin schildert er den Bambergern, die täglich die anmutsvollen Statuen Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde am Portale des Domes sahen, das segensreiche Wirken der königlichen Gestalten, welche ja das Bistum Bamberg begründeten. In all diesen Schriften zeigte Schwarz seine mittelalterlich-deutsche Einstellung. Auf moralische Wirkung zielten seine übrigen Schriften ab, so «Die Weinlaube oder der unbekannte Wohltäter» (1834) und das «Goldene Schatzkästlein» (1834). Motive aus dem alten Testamente schildert Schwarz in seinen 1836 erschienenen Darstellungen: «Jephthan und seine Tochter» sowie «Saul und David». Diese erbaulichen Schriften gab der Bamberger Redaktor unter dem Decknamen Dr. Rion heraus, der einfach die französische Übersetzung seines Namens (Noir = Schwarz) in umgekehrter Lesart bedeutet. Durch seine poetischen wie moralischen Arbeiten erwies Dr. Schwarz seine wenn auch entfernte Zugehörigkeit zu den Kreisen um Franz Leopold Liebermann in Mainz und Josef von Görres in München, die durch ein volkstümliches Massenschrifttum, durch schön und schnell geschriebene Hefte und Bücher literarischen wie apologetischen Inhalts das öffentliche Leben und die deutsche Literatur wieder für den Katholizismus zurückerobern wollten. Die Aufklärung hatte ihnen ja gezeigt, was zügige Propaganda und reklameartige Masseproduktion vermochten<sup>7</sup>.

Sein indes wohl wertvollstes Werk reifte nicht auf deutschem, sondern auf eidgenössischem Boden heran. Wieso unser Bamberger seine fränkische Heimat verließ, ist nun freilich nicht zu er-

---

<sup>7</sup> Schnabel F., Deutsche Geschichte im 19. Jh. 4 (1937) 74—82. Veit L. A., Die Kirche im Zeitalter des Individualismus 2 (1933) 267. Es muß hier erinnert werden, daß die gleichen Themata, welche die Historisch-politischen Blätter des Münchener Kreises in den Jahren 1839—1842 behandelten (z. B. Hegel, Strauss, Schelling, Mönchtum, Jesuiten, frz. Revolution), ebenfalls in den Wanderbildern zum Worte kommen, wenn auch meist in anderer Form.

mitteln. War es die Sorge um die Gesundheit oder einfach die «romantische Wanderlust»? Die Kölner Wirren um 1837 kommen insofern nicht in Betracht, da deren Hauptereignis, die Gefangennahme des Bischofs, erst erfolgte, als Schwarz bereits in Disentis war. Er weilte dort an der katholischen Kantonsschule vom 1. November 1837 bis zum März 1842<sup>8</sup>. Mit Schwung und Begeisterung erteilte Schwarz den romanischen und deutschen Schülern den geschichtlichen Unterricht, in welchem er oft «nach eigenem Plane» vorging und besonders auch «schriftliche Übungen in historischen Darstellungen» verlangte. Das konnte er umso mehr, als er auch den Deutschunterricht, sein Lieblingsfach, inne hatte. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß er eine «besonders gute Lehrgabe» hatte und von den Schülern «sehr geachtet und geliebt» war<sup>9</sup>. Als Professor für die deutsche Literatur leitete er das Theater. Begreiflich, daß Schwarz, der aus dem Lande der deutschen Klassiker kam, erstmals mit der barocken Schauspiel-Überlieferung brach und am 23. Februar 1838 Schillers Wilhelm Tell aufführte. Von vielen Dörfern kamen Besucher nach Disentis. Obwohl einige Schüler ihre Rolle nichts weniger als gut spielten, fand doch die ganze Aufführung allgemeines Lob<sup>10</sup>.

Die schulische Tätigkeit genügte unserem Bamberger nicht. Die neue alpine Landschaft reizte seine literarische Kraft. Was er vom Fenster seiner Zelle und von den Hügeln der Täler gesehen, all das suchte er in Worte zu bannen. Kein Schriftsteller vor ihm hatte uns so feine Naturschilderungen vom Bündner Ober-

---

<sup>8</sup> Rechnungsbuch der Kantonsschule 1833—1842, S. 107—108 (Stiftsarchiv Disentis).

<sup>9</sup> Schweizerische Kirchenzeitung 1842, S. 10. Dazu Chronica Monasterii I, S. 8, 10 (Stiftsarchiv Disentis). Programme der Disentiser Kantonsschule 1838, 1839, 1840. Zu seiner Kontroverse mit Rektor Kaiser siehe Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 1944, S. 84—88.

<sup>10</sup> Chronica Monasterii I, (1838) S. 2: Die 23 hujus dirigente Domino Professore Schwarz a studiosis nostris, quamquam plurimi partes suas non bene egerant, tamen communi laude spectatorum ludi theatrales ex celeberrimo Poeta Schiller de parta victoria a praeclaro Wilhelmo Tell et de vindicata libertate Helvetiorum habiti sunt. Ad hos spectandos plures Desertinam venerant, inter quos praenobiles Virgines de Latour numerabantur.

lande geschenkt wie der fränkische Romantiker. Doch bevorzugt er deutlich das Liebliche und Idyllische vor dem Großen und Monumentalen, den Frühling vor dem Winter, die Wiesen vor den Gletschern. « Grauenhafte Majestät », « furchtbare Todtenstille » und « melancholische Ruhe » herrscht auf den « krystallinen, eisgewölbten Himmelsburgen »<sup>11</sup>. Hierin erinnert Schwarz an die ähnlichen Schilderungen des Aufklärers Heinrich Zschokke<sup>12</sup>. Doch überwiegt die Begeisterung und Freude an der Gesamtlandschaft bei weitem. Darin zeigte sich der Romantiker. Mit ähnlicher Liebe und Ausführlichkeit hat später nur noch der hessische Naturforscher Gottfried Ludwig Theobald 1861 das Bündner Oberland beschrieben. Theobald bestieg aber im Gegensatz zu Schwarz die Bergriesen des Scopi und der Sixmadun selbst und vermochte deren Großartigkeit voll zu genießen<sup>13</sup>. Beide Schriftsteller haben eine geübte Feder und geben sich reichlich mit der Geschichte des Landes und Gewohnheiten des Volkes ab. Den literarischen Duft, den der feinfühligste Franke durch seine Vergleiche und seine Gedanken verbreitet, sucht man indes beim gelehrten Hessen vergebens. Theobald ist genauer und getreuer, Schwarz geistvoller und gewinnender.

Wie Stollberg oder Chateaubriand und andere Romantiker zeigt Schwarz ein großes Interesse für das kirchliche Volksleben. Die vielen Kapellen auf den Bergen betrachtet er als « sinnige Kunstdenkmäler der Religion, die mit Riesenfingern auf den Himmel der Zukunft zeigen ». Schwarz wiederholt ein Wort seines Lieblingsdichters F. G. Wetzel: « Wo Berge sind, ist Gott und Engel heben die Seele himmelauf. » Und weiter gesteht unser Bamberger Professor: « Ein besonders ergreifender Anblick aber ist eine Wallfahrt der andächtigen Volksmenge nach einer solchen Kapelle unter Lobgesängen und Hörnerklang, mit Kreuzen und fliegenden Fahnen. Denn ein Gottesdienst, mitten in der grünenden

---

<sup>11</sup> W. 4, 11, 24—25 und passim.

<sup>12</sup> Riedi G., Bündner Landschaft in Deutscher Erzählung 1944, S. 14—20. Schwarz gleicht also eher jenen Bündner Schriftstellern, die im Gegensatz zu den fremden, die Berge lieber im Abend- und Morgensonnen- glanz von ferne sehen. Riedi S. 41, 46, 95. Dazu bes. W. 24—25.

<sup>13</sup> Theobald G., Das Bündner Oberland 1861, Einl. S. IV. Das Oberland steht « an hohen Schönheiten der verschiedensten Art, an lieblichen wie an großartigen ... hinter keinem andern Alpenland zurück ».

Natur, als der zweiten Offenbarung des Göttlichen, wirkt auf das gefühlvolle Herz mit wunderbarer Gewalt; unwillkürlich mischt man sich unter die Betenden und wird mit fortgerissen von den Wogen des allgemeinen Hosianna's»<sup>14</sup>.

Die Bewohner schildert unser Cicerone als «freundlich und gutherzig». Der Oberländer hängt am Glauben der Väter und an guten Sitten. Es ist ein eindrucksvolles offenes Schuldbekenntnis, wenn eine entehrte Jungfrau in der Kirche freiwillig nicht mehr in den Stühlen der Jungfrauen kniet. Dem Volke eignet eine praktische, «Verstandesklugheit und eine Art Mutterwitz», indes ohne die «eigentliche Gemüthstiefe». Es fehlt der Sinn für die schönen Künste und für die Bildung. Zur «Geistesschlaffheit» gesellt sich eine «Art von Körperlethargie», die sich im Gehen und Arbeiten kundtut. Es fehlt die Frische, Gelenkigkeit und die Gewandtheit, die sonst die Schweizer auszeichnet. Deshalb ist das Tanzen der Rätoromanen von «einer gewissen Einförmigkeit wie auf einer schwäbischen Kirchweihe». Mit Ausnahme von P. Pl. Spescha († 1833) hat niemand vor Schwarz Sinn und Wesen der Rätoromanen so genau geschildert wie unser fränkische Romantiker<sup>15</sup>.

Weil unser Beobachter so sehr für das Volk begeistert ist, deshalb nahm er auch dreimal an der Landsgemeinde, die gerade zu Füßen des Klosters sich abspielt, teil. Er kennt freilich die Umtriebe und Bestechungen, aber viel schlimmer sind «Kabinets- und Winkelschliche in manchen monarchischen Staaten». Die Nachteile der Republik sollen durch die Erziehung behoben werden: «Die Republikaner müssen erst gebildet werden, ehe sie frei und unabhängig sein können»<sup>16</sup>.

Obwohl unser Professor sich immer als Deutscher fühlte, interessiert er sich doch, ganz im Sinne der sprachliebenden Romantiker, für das Rätoromanische. Schwarz betrachtet dieses Idiom als eine «eigene, uralte und für die Forscher höchstmerkwürdige Sprache». Sie gehört zwar «nicht eben zu den wohlklingendsten» und würde «in einem eleganten Salon oder auf dem Theater einen komischen Effekt verursachen». Wenn man sie aber

---

<sup>14</sup> W. 24.

<sup>15</sup> W. 20, 172—173. Dazu Spescha P. Pl. ed. Pieth-Hager 1913, S. 192ff.

<sup>16</sup> W. 26—32.

« von wohltönenden Stimmen vernimmt, schnell und übersprudelnd hervorgestoßen, so macht sie doch in mancher Beziehung keinen unangenehmen Eindruck: ja einzelne Volkslieder, von gesunden Mädchenstimmen gesungen, sind nicht ohne Wohlklang ». Immerhin zitiert unser Literat dann eine damalige deutsche Zeitungsstimme, welche feststellt, daß dem rätoromanischen Baume die Blüte fehle, nämlich die Literatur, und dazu der « politische Boden », die Anlehnung « an einen größeren Staat ». Deshalb liege auf dem Volke « etwas Gedrücktes »<sup>17</sup>. Schwarz teilt zwar diese Ansicht insofern nicht ganz, als er doch die Schweiz staatlich selbständig, wenn auch völkisch-literarisch an Deutschland angeschlossen wissen möchte. Allein auch er freut sich, daß die deutsche Sprache sich in Romanisch-Bünden « immer mehr ausbreitet », was doch « für die allgemeine Bildung des Landes ungemein förderlich » sei. Tatsächlich war damals die rätoromanische Renaissance noch nicht vorhanden. Schwarz klagte, er gäbe nur kleine Gebetsbücher und eine wenig gekaufte Heiligenlegende. Von den verschiedenen Zeitungen lobt er einzig den « Amitg della Religiun e della Patria », der « wenigstens Thätigkeit der Mitarbeiter und Plan der Redaction verrieth, Eigenschaften, welche die andern oft in sehr geringen Grade besaßen ». Das Lob fällt auf den Hauptredaktor Jos. Maria Camenisch († 1847) zurück, der gerade 1838—1839 diese Zeitung herausgab und als erster romanischer Publizist des Bündner Oberlandes bezeichnet werden kann<sup>18</sup>. Aber erst zwei Jahrzehnte später (1861) studierte derjenige in Disentis, der die romanische Literatur wieder zur Blüte bringen sollte: Jakob Caspar Muoth.

Natürlich beschäftigte sich Schwarz eingehend mit dem Kloster. Hatten die Aufklärer wie Lehmann und Zschokke nur verächtlich vom « stolzen Mönchspalast » gesprochen, so entdeckte nun unser Romantiker « die bescheidene Größe und einfache

---

<sup>17</sup> W. 171. Schwarz zitiert einen « Referenten in Gutzkows Telegraphen ». Hier ist der « Telegraph für Deutschland » gemeint, den der Dichterjournalist Karl Gutzkow 1837—1842 in Hamburg erscheinen ließ.

<sup>18</sup> Über das Rätoromanische W. 3—4, 170—171. Dazu S. 261, 270 über die politische Selbständigkeit der Schweiz. Schwarz sah in Rueras den 2. Teil des romanischen Legendariums, der 1839 herausgekommen war. Über den Verfasser Camenisch siehe Gadola G. im Glogn 1931, S. 80—81.

Bauart», ja sogar noch «architektonische Fehler». Die Kirche findet er ebenfalls «einfach und edel», nur die «schnörkelhaften Überladungen an den Altären» wollen ihm nicht gefallen. Er ist, wiederum ganz im Gegensatz zu den früheren aufklärerischen Besuchern, für das monastisch-liturgische Leben des Benediktinerkonventes durchaus begeistert. Mit umfassender Kenntnis hat er aus vielen gedruckten Quellen und sogar aus handschriftlichen Materialien (der *Descriptio Communitatis Disertinensis* von P. Maurus Wenzin † 1745) eine ansprechende und ausführliche Geschichte der Abtei zusammengestellt. Die hochpolitische wie die religiöse und erzieherische Tätigkeit der Disentiser Benediktiner entging ihm nicht, doch fand er «in Bezug auf Kunst und Wissenschaft keine so ausgezeichneten Vorbilder wie in manchen andern Klöstern, die vom Geiste deutscher Bildung durchdrungen waren». Als Ausnahme gibt Schwarz den Namen des Abtes Augustin Stöcklin († 1641) an. In Hinblick auf die 1838 erfolgte Aufhebung von Pfäfers schließt er mit dem Wunsche: Möge Disentis «durch geistige Bande zur inneren Einsicht verbunden, stets schöner fortblühen! Möge die Vorsehung das Übel von ihm abwenden, von innen heraus, wie z. B. Pfäfers, seinem Verfalle entgegenzugehen»<sup>19</sup>.

Aber der gemühtiefe Romantiker wollte nicht nur die engere rätoromanische Landschaft und das bündnerische Volk zu einem einheitlichen großen Historiengemälde formen, sondern auch die ganze alemannische Ostschweiz zu einem Erlebnis gestalten. Deshalb bereiste der lebenswürdige Franke nicht nur Ilanz und Chur, sondern auch Bregenz und Konstanz, St. Gallen und Schaffhausen<sup>20</sup>. Diese Reisen sind nicht mehr so ausführlich geschildert und studiert wie seine Wanderungen im Bündnerlande, wo er eben mehrere Jahre lebte und wo ihn die hochalpine Landschaft und das rätoromanische Volk so interessierte. Für seine Er-

---

<sup>19</sup> W. 17—26, 32—54.

<sup>20</sup> Die Reise auf den Badus (resp. Tomasee) machte Schwarz 1840. W. 13. Chur besuchte er nicht später als 1841, da er Kaspar von Karl noch Domkustos nennt. W. 152. In Konstanz befand sich Schwarz, als Schelling noch in München war, also nicht später als 1841. Sein Aufenthalt in Meersburg erfolgte noch zu Lebzeiten von Philipp Nabholz († 10. August 1842). W. 199, 227.

zählung benutzte er gerne die «Schilderungen der Gebirgsvölker der Schweiz» (1798/1802) vom Zürcher Arzt J. G. Ebel und das Werk des früheren Bamberger Theaterdirektors Joh. K. A. Lewald: «Tyrol vom Glockner bis zum Orteler und vom Gardasee bis zum Bodensee» (1835). Mehr als diese aber galt ihm «unser liederreiche Schwab» mit seinem wunderlieben Buche: «Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg» (erstmal 1827)<sup>21</sup>. Während aber bei diesen ostschweizerischen Fahrten die Naturschilderungen und die historischen Erinnerungen nicht mehr so breiten Raum einnehmen, werden dafür die Gespräche, die er mit Mitreisenden oder Ortsbewohnern über geistige Probleme und religiöse Fragen führte, umso größer und tiefer. Diese eingefügten Diskussionen sind nicht erdichtet, sagt er doch selbst: «Die eingestreuten Gespräche sind immer dem Wesen nach so an Ort und Stelle gehalten worden»<sup>22</sup>.

So ist das letzte und beste Werk des Bambergers aus Wanderungen entstanden, die er von dem Disentiser Kloster aus zu den Gletschern des Bündnerlandes und an die Gestade des Bodensees unternommen hat. Obwohl Schwarz seine Arbeit erst in St. Gallen, ein Jahr nach seinem Wegzuge von Disentis, endgültig bereinigt und dann 1843 in Schaffhausen «in Comission der Hurterschen Buchhandlung» herausgab, so entstand sie doch ganz in seiner Disentiser Zelle, wie er das selbst in der Einleitung zu seinem Werke bestätigte: «Nachstehende Blätter sind auf einigen Ausflügen und Ferienreisen entstanden, die ich während meiner beinahe fünfjährigen Anstellung als Professor der Geschichte und deutschen Litteratur an der katholisch-bündnerischen Kantonschule in Disentis gemacht habe. Sie mögen als Denkmal dankbarer Rückerinnerung erscheinen und zugleich ein Versprechen erfüllen, welches ich meinen früheren Schülern gegeben. Was ich auf diesen Wanderungen sah und erlebte, wurde jedesmal gleich kurz niedergeschrieben und dann erst später in Mußestunden ausgearbeitet, sodaß das Ganze nach und nach hervorgegangen und als eine Zusammenstellung einzelner, in verschiedener Zeit und Gemüthsstimmung dargestellten Bilder erscheint. Wahrheit der Erlebnisse

---

<sup>21</sup> W. 251.

<sup>22</sup> W. S. IV.

auszudrücken war mein Hauptziel»<sup>23</sup>. Sein Werk betitelt unser Bamberger bescheiden als «Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle». Das hat seinen Grund. Seitdem die Armeen der Verbündeten Ende 1813 im Kampfe gegen Napoleon an die Ufer des Rheins gelangt waren, um ihn bald darauf ganz zu überschreiten, sprachen die deutschen Romantiker wie Arndt und Schenkendorf vom «heiligen Strom der Germanen». Dies umso mehr, als eben die Patrioten das linke Rheinufer Deutschland eingliedern wollten<sup>24</sup>. Auch unser Disentiser Professor schwärmte, wie wir noch sehen werden, für den deutschen Rhein. Etwas irreführend ist der Titel, «Wanderbilder», da es sich ja ebensowohl um Fahrten wie um Ideen handelt. Aber gerade darin liegt der Reiz der Schrift, die geschickt den Wanderer nicht nur den Wellen des Rheins entlang auf Berge und Burgen, in Kathedralen und Städte führt, sondern ihn auch in Gespräche über Religion und Staat, Geschichte und Literatur verwickelt.

Da die katholische Kantonsschule 1842 in Disentis aufgehoben und nach St. Luzi in Chur verlegt wurde, nahmen die Laienprofessoren von dem stillen Bündnerkloster Abschied. Schwarz suchte wiederum ein ähnliches Milieu. Und er fand es in der Stadt des hl. Gallus, deren Eingang «keine düstern Mauern versperrten», und welche die Besucher «offen wie das Herz der Eidgenossen empfing». Auch stand hier wiederum eine altherwürdige Benediktinerabtei, hinter deren «stillen Klostermauern die Kleinodien klassischer Bildung» aufbewahrt wurden. Wiederum vertiefte er sich mit Freuden in die reiche Geschichte des Klosters, in welcher ihn besonders der lebenswürdige Dichtermönch Notker der Stammler anzog. Die katholische Kantonsschule, an welcher er wirkte, hatte gerade in den alten klösterlichen Gebäuden Wohnung genommen, also alles ähnlich wie in Disentis. Und mitten in der lieblichen Stadt der herrliche Dom «ohne alles

---

<sup>23</sup> W. S. III—IV. Sechs der eingestreuten Gedichte stammen von einem Disentiser Schüler von Prof. Schwarz. Es handelt sich um einen «Schweizer Jüngling», der 1843 bereits «jung verstorben» war. W. S. 14—15, 93—94, 124—126, 130, 134, 140—141.

<sup>24</sup> Fleig H., Die Schweiz im Schrifttum der deutschen Befreiungszeit 1813—1817. Basel 1942, S. 23—28.

überflüssiges Geschnörkel». Besonders gefiel dem musikalischen Bamberger der dortige Volksgesang, der so genau und kräftig in Unisono erklang, «wie wir es noch kaum irgendwo gehört hatten». Ebenso großen Eindruck machten ihm die feierlichen Hochämter, in welchen ihm «das Majestätische des katholischen Gottesdienstes klar wurde». Diese liturgische Feier wird «nur von oberflächlichen Köpfen für ein Außenwerk oder Heidentum ausgeschrien, während der Tieferblickende in jedem, selbst dem kleinsten dieser Symbole eine geistige, sinnige Bedeutung erkennt»<sup>25</sup>.

In St. Gallen hatte sich der freundliche Franke bald die Herzen der Schüler, Kollegen und Erziehungsräte gewonnen. Doch konnte er nur noch das Schuljahr 1842/43 ganz dem Berufe widmen. Dann «war er wiederholt in der Schule und selbst in der Kirche von epileptischen Anfällen heimgesucht, welche ihn nötigten, vom Erziehungsrate die Entlassung von seiner bisherigen Stelle zu verlangen». Am 4. September 1844 erlag er im Alter von erst 43 Jahren einem Blut- und Nervenschlag<sup>26</sup>.

## II. Fahrten und Ideen 1837—42<sup>1</sup>.

Mit den Schülern auf die Sixmadun! «Die frische, kräftige Jugend war schnell gerüstet; in leichten Turnkleidern, dreiweise in Arm geschlungen, lebensfrohen Muthes ging sie voran in heiteren Gesängen; ihr folgten die Lehrer, mit Alpstöcken in den Händen, freudig unter den Freudigen.» In Tschamutt übernachteten die Scholaren, um andern Tags den Weg zum T o m a s e e anzutreten. Jubeln und Jauchzen verrät, daß die Vorausgeeilten schon das Wasserbecken erreicht haben, in das «der altersgraue, dreigehörnte Flußgott des Rheins vom eisbedeckten Badus herab aus geräumigen Urnen seine Alpenflüsse ergießt». Während die

<sup>25</sup> W. 185—192, 269. Über die Benediktiner S. 176.

<sup>26</sup> Der Wahrheitsfreund 1844 nr. 36. In diesem Nekrolog ist indes im Gegensatz zu andern Quellen (siehe Anm. 1) das Lebensalter auf 40 Jahre angegeben.

<sup>1</sup> In diesem Abschnitt wird die jeweilige Seite der «Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle» (1843) nicht mehr angegeben, da der Text sich genau an die Anordnung des Buches hält, das übrigens ein ausführliches Inhaltsverzeichnis aufweist. Doch ist vermerkt, sofern andere Stellen noch herbeigezogen sind.

Schüler den Gipfel der Sixmadun ersteigen, bleibt der Bamberger Romantiker « in todtenstillter Einsamkeit » zurück, stürzt sich in die « eiskalte Umarmung » des Sees und macht sich dann auf dem Rasen seine Gedanken über den Rhein: « Zwar braust er gleich anfangs als jugendlicher Strom durch ein romanisches Gebiet, jedoch deutscher Bildung sich mehr und mehr öffnend; und schon auf diesem ersten Laufe berührt er manche Stelle, wo mitten unter Romanen auch der deutsche Senne ihm seinen Kuhreigen zum Wiegenliede singt »<sup>1a</sup>. Seine Betrachtung klingt in das von seinem Schüler gedichtete und wohl von ihm selbst indes stark beeinflusste und stilisierte Rheinlied aus, welches den Lauf des Stromes bis in die Nordsee schildert:

Der deutschen Flüsse König  
Sich stürzt ins deutsche Meer,  
So als die Lebens-Ader  
Er Deutschlands Leben hebt;  
Und Deutschland wird ihn heben  
Solang ein Deutscher lebt.

Die zweite Fahrt geht ins « romantisch wilde » Medelsertale. Der Wasserfall nach Platta hat « etwas noch Überraschenderes, ja selbst in seiner Kleinheit noch Größeres als der gewaltige Rheinflall bei Schaffhausen ». Auf dem Wege zur Paßhöhe dreht sich das Gespräch um die Prozession, die zum dortigen Kirchlein St. Maria von den Talleuten des Blenio jährlich unternommen wird. In einem Dispute verteidigt Schwarz nicht deren poetischen Zauber, sondern deren inneren Gehalt: Wallfahrten haben « ihren Ursprung in dem menschlichen Wesen selbst, denn dem Menschen ist vermöge seiner Doppelnatur das Bedürfnis angeboren, allem was Gefühl und Gedanke ist, eine sichtbare Gestalt zu geben ». Sie « dienen zur Veranschaulichung der ewigen und unveränderlichen Wahrheiten, so wie die ganze uns umgebende Herrlichkeit der endlichen, anschaulichen Welt auch eine Offenbarung des unsichtbaren Gottes ist ». Während Dr. Schwarz im Hospiz bleibt, ersteigen die Schüler den Scopi, wo eine überwältigende

---

<sup>1a</sup> Ähnliche Gedanken vertrat vorher Simrock K., Das malerische und romantische Rheinland 1838—1840. Leipziger Ausgabe ohne Jahr, S. 8—9, 20.

Aussicht « vom Montblanc bis zum Groß-Glockner » sich bietet: « Keine Stadt, kein Dorf, kein Häuschen war sichtbar — nichts von Gebilden der Menschenhand. »

Nachdem einmal Tavetsch und Medels durchwandert sind, nimmt unser Poet den Stab, um den Ufern des Rheins hinunter zu ziehen. Zuerst noch ein Besuch beim Lauser-See: « Durch seine friedliche, melancholische Stille erinnert er an das Leben der Eremiten und gibt dem einsam hier wandelnden Wanderer reichlichen Stoff zu ernsten und tiefen Betrachtungen. » Dann gehts zum Ahorn nach Truns, der « berühmtesten Stelle von ganz Graubünden ». Im Hause des Grauen Bundes findet er « Worte der ewigen Wahrheit in der erhabensten Einfachheit ausgedrückt »: *In libertatem vocati estis — Ubi spiritus Domini, ibi libertas — In te speraverunt Patres — Speraverunt et liberasti eos.* — Natürlich bietet dieser « wahrhaft klassische » Ort Gelegenheit, die B ü n d n e r g e s c h i c h t e in Erinnerung zu bringen. Er entwickelt sie nach den Hegelschen Gesetzen: zuerst Einheit (Rätier), dann im Mittelalter Herausbildung von Gegensätzen (Bischof, Adel, Walser) und endlich die höhere Einheit (die drei Bünde).

Weniger Gefallen als in Truns findet unser Cicerone in I l a n z: « Das Städtchen hat ein ärmliches, trauriges Aussehen und zerfallene Mauern . . . Auch das Innere des Orts ist nicht ansprechend, eng und dumpf; mit schlechtem, schmutzigen Pflaster versehen, erinnert es an die alten Reichsdörfer des weiland römischen Reichs. » Im Gasthaus zum Kreuz hatte ein Witzbold ins Fremdenbuch eingeschrieben: « Dr. Strauß aus Ludwigsburg. » Der Tübinger Rationalist David Friedrich Strauß war 1839 nach Zürich berufen worden, was bekanntlich zum « Züriputsch » führte. Zwei Ilanzer « Matadoren » hatten sich dennoch für ihn erklärt, was Schwarz in Harnisch brachte. Ihnen gegenüber führte er folgendes ins Feld: Der Protestantismus erklärte das freie menschliche Forschen, wodurch ein regsames Streben auf wissenschaftlichem Gebiete entstand, aber auch die Überschreitung der naturgemäßen Grenzen, der Zweifel und endlich die Negation a priori. Schon die Philosophie Hegels schaute « vom hohen Throne der Idee oder des reinen Gedankens hochmüthig auf die Geschichte » herab und fand in ihr « Zufälliges und Äußerlichkeiten ». Schließlich wurde jede ge-

schichtliche Erkenntnis untergraben und was der Person Christi eignete, der «Totalität der Menschheit beigelegt». Strauß trennte «gewaltsam die Idee ganz von ihrer geschichtlichen Erscheinung» und gelangte daher zum Mythos, zu einer «geschichtartigen Einkleidung urchristlicher Ideen» oder zu «von Mund zu Mund sich fortgepflanzten Sagen». Schwarz stützt sich in seinen längeren Ausführungen auf den protestantischen Theologen Fr. A. Tholuck und den katholischen Exegenten Joh. L. Hug.

In Reichenau interessiert den Disentiser Professor das Schloß, das einst Erziehungsanstalt war, wo der spätere König Louis Philipp Französisch und Mathematik lehrte. Unser Reisegelehrte benutzte die Gelegenheit, um hier, offensichtlich in Anlehnung an die Prinzipien des Bischofs Sailer († 1832), seine pädagogischen Grundsätze vorzulegen: «Erziehe den Zögling in der Welt für den Himmel, indem du seine Selbständigkeit mit Beihülfe der Gnade ausbilst.» Daher ist der Religionsunterricht das Wichtigste. In den untern Stufen geht es ohne mechanisches Lernen nicht ab: «Für Kinder nur Milch, für Erwachsene erst stärkere Speisen.» Nach dem Urteile von Schwarz betrachten die Pädagogen seiner Zeit das Auswendiglernen von Formeln als nur allzu geisttötend. Einseitige Vergeistigung und Idealisierung ist ebenso ein Extrem wie das rein äußerliche Einüben von Formeln. Für die oberen Klassen stellte er ein durchdachtes Prinzip auf: «Alles ist innerhalb der katholischen Kirche aus einem Geiste hervorgegangen. Er (der Lehrer) führte es nur auf diesen einen Geist zurück und es wird schön, wahr und vernünftig.» Damit meint der Bamberger Apologet wahrscheinlich die sinnlich-geistige Wesenheit des Menschen<sup>2</sup>.

Von Reichenau zieht unser Wanderer nach einem großen Abstecher ins Gebiet des Hinterrheins nach Chur, wo ihm die Kathedrale als «großartig und doch einfach» erscheint. «Die Bauart, in der Grundlage die vorgotische, läßt auf hohes Alterthum schließen, obgleich einzelne Theile den Charakter späterer Jahrhunderte an sich tragen. Die Erbauung wird, doch ohne urkundlichen Beweis, dem Bischof Tello zugeschrieben.» Die Statuen der

<sup>2</sup> Schwarz nennt als pädagogische Quellen nur die Schriften von Wessenberg und Pestalozzi. W. 227—229.

vier Evangelisten sieht er als « altfränkisch » an. Im Seminar machte er die Bekanntschaft mit dem damaligen Domkustos (1826—1841) Kaspar von Carl, dem späteren Bischof, den er als « sehr gelehrten Theologen und biederem, offenherzigen Charakter, voll tiefen Gemüths und der edelsten Treuherzigkeit » schildert. Damals lernte Schwarz in Chur noch « einen jungen Geistlichen aus der Nachbarschaft kennen », der eben « noch jüngst aus der Schule » kam und sich die « spekulative Erfassung der katholischen Dogmen zur Lebensaufgabe machte »<sup>3</sup>. Dazu benützte er die Hegelsche Dialektik, weshalb man ihn schon damals einen « katholischen Hegel » nannte. Schwarz druckte dessen Ideen über das Verhältnis von Kirche und Staat auf 12 Seiten ab. Im Mittelalter « war die abendländische Menschheit eine einzige Gemeinde, deren Priester der Papst, deren Kirche Rom und deren Fürst der Kaiser war ». Seit der Renaissance und besonders seit der französischen Revolution trat die Trennung zwischen Staat und Kirche ein. Das war vernunftgemäß richtig, sind doch beide Gesellschaften « vollkommen abgeschlossene Organismen und damit selbständige auf sich beschlossene Wesenheiten ». Aber statt des gemeinsamen Bandes des Glaubens und Zutrauens kam die genaue Ausscheidung der Grenzen beider Mächte, ohne es eigentlich erreichen zu können, denn immer bilde sich in der Kirche der Staat und immer wieder bleibe indes die Kirche die Grundlage des Staates (wenn dieser z. B. den Eid von seinen Untertanen verlangt). Deshalb muß es eine « höhere Einheit » aus « den Elementen geistlicher und weltlicher Staat » geschaffen werden. Das Ziel ist also der « geistliche Staat ». Schwarz bezeichnet diese Ansicht als « merkwürdig »<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Es dürfte sich wohl um Wenzeslaus Dedual aus Präsenz handeln, der 1841 Priester wurde und 1843 als Professor im Seminar wirkte. Siehe Jahresbericht der histor.-antiquarischen Gesellschaft 49 (1919) 135.

<sup>4</sup> Nachdem 1832 die Trennung von Kirche und Staat, wie sie Lamennais wollte, durch Gregor XVI. abgelehnt war, scheint der Churer Theologe eher ins Gegenteil gehen zu wollen. Er identifiziert Kirche und Staat ähnlich wie Hegel etwa Natur und Gott, also fast pantheisierend. Dadurch wird wiederum die Selbständigkeit der beiden Gesellschaften, die der Verfasser ja bejahen will, in Frage gestellt. Der Churer Gelehrte strebt also auch von der Koordinationstheorie der Restaurationszeit heraus. Um 1840 herrschten

Von Chur führt der Weg über Ragaz nach Pfäfers. Dort besuchte Dr. Schwarz die Badequellen, deren Entdeckungsgeschichte er ausführlich erzählt. Dann gehts nach Rorschach an die Gestade des Bodensees, wo es unserm Franken sehr gefällt: «Die Leute sind freundlich und heiter; deutsches Leben, deutsche Gesittung leuchtet aus allen ihren Manieren, ihrem ganzen Umgange.» Dazu herrscht «viel Sinn für Tonkunst und musikalisches Leben. Es ist eine wahre Lust an diesen Ufern, unter diesen Leuten zu wandeln.» Von Rorschach fährt unser Geschichtslehrer über St. Gallen ins Appenzellerland, zu den historischen Stätten Speicher und Vögelinseck. Am letzteren Schlachtorte las er «aus der Rheinchronik und aus Schwabs klassischem Romanzenzyklus», um sich das Treffen besser vergegenwärtigen zu können. Am liebsten würde er alle Kriegsschauplätze der Schweiz «mit der Chronik auf dem Schoße und mit empfänglichem Gemüthe» besuchen.

Mit sichtlicher Freude beschreibt dann unser Cicerone seine Bodenseefahrt, «Der schnelle Dampfdelphin» trug ihn von Rorschach nach Romanshorn. Auf der Fahrt nach Konstanz zwingt aufsteigender Nebel zum Aufenthalt in der Kajüte, wo Schwarz einen Verehrer der französischen Revolution trifft. Er sucht ihn zu überzeugen, daß die Revolution einem Gewittersturme gleicht, der zwar reinigt, aber auch viel zusammenschlägt, was «oft selbst mit der größten Mühe, mit den theuersten Opfern unmöglich» wieder aufgebaut werden kann<sup>5</sup>. Der Hinweis auf den schwachen durch die Revolution von 1830 emporgekommenen Bürgerkönig Louis Philipp kann den Gegner nicht überzeugen. Er erwartet von Frankreich eine neue Revolution, die auch in Deutschland die Einheit bringen wird: durch eine Zentralstadt. Schwarz wendet ein: «Gerade diese Zentralstadt wäre das sicherste Grab für die geistige Freiheit; denn alles müßte da zwitschern, wie eben dieß deutsche Paris zu singen beliebte.» Zuerst individuelle, innere Freiheit, aus der «naturgemäß dann auch die höhere politische

---

noch vielfach unklare Ansichten über das Verhältnis von Kirche und Staat. Siehe Schnabel F., Deutsche Geschichte im 19. Jh. 4 (1937) 29—32, 190 ff.

<sup>5</sup> Der Gedanke der «organischen Entwicklung» war seit Herder (1784) und Burke (1790) allgemein. Schwarz zitiert übrigens Burke, freilich nicht in dieser Hinsicht. W. 221. Darüber Schnabel 1 (1929) 191—198.

Freiheit sich entwickeln wird». Übrigens kann weder Berlin im Norden noch München im Süden den Ton angeben: «beides sind nur hervorragende Kathederthronen und Kunstmuseen». Dr. Schwarz zeigt sich also als süddeutscher Föderalist<sup>6</sup>. Die Nennung Münchens bringt den Gesprächspartner fast in einen Wutanfall, denn dort sind «die größten Männer der Nation in bejammernswerthe Richtung gerathen»: Görres und Schelling. Und nun erweist sich Dr. Schwarz als ausgezeichneter Kenner von Görres' Lebensgang und Lebenswerk. Er gibt zu, daß dessen Geschichtsvorlesungen in München durch den «monotonen Vortrag einen unangenehmen Eindruck» machen und dadurch «manches wirklich Geistvolle» nicht aufleuchten lassen. Nach dieser Lehrtätigkeit ist aber Görres nicht zu beurteilen. Auch seine Schwenkung von den Freiheitsakkorden des «Merkur» zu den kirchlichen Tönen des «Athanasius» ist begreiflich. Denn es ist nicht einfach so, daß er die Jakobinermütze mit der Kapuze vertauscht hat; schon in den früheren Werken waren nämlich seine religiösen Ideen andeutungsweise vorhanden und entwickelten sich dann immer offensichtlicher, um zuletzt in Fülle hervorzutreten. «Ich will zugeben, daß seine Vorträge für die eigentliche Wissenschaft weniger förderlich sind, ja daß die Form seiner Schriften manchen schwachen Kopf leicht verwirren kann.» Dennoch wecken sie bei der Jugend den Sinn «für erhabene Poesie, für die hohe Idee des Katholizismus, was gewiß für junge Kleriker gewinnbringender ist, als todtes aristotelisches Formelwerk oder gar rationalistische Wassersuppenkost». Dr. Schwarz hat im Wesentlichen das gleiche abgewogene Urteil über seinen Zeitgenossen, der erst 1848 starb, wie sieben Jahrzehnte später der bedeutende Görresforscher W. Schellberg<sup>7</sup>.

Aber aus Schelling († 1854), dem «ehemaligen Himmels-

---

<sup>6</sup> Das Fürstbistum Bamberg, die Heimat von Prof. Schwarz, wurde 1802 von Bayern säkularisiert. Der Verfasser vertritt also den Standpunkt seines Landes und der damals antipreußischen und österreichfreundlichen Richtung des Deutschen Bundes (1815—1866).

<sup>7</sup> Schellberg W., Görres' Ausgewählte Werke und Briefe 1911, Bd. I, S. CV ff., CXLIX; Bd. II, S. 604. Die Verteidigung Schwarzs betrifft besonders K. Gutzkow, der auf den «Athanasius» 1838 eine Gegenschrift herausgab: «Die rothe Mütze und die Kapuze». Schwarz benutzte «Die Triarier» (1838), eine Verteidigung von Görres selbst.

stürmer der Philosophie wird nun auf einmal ein trübseliger Mystiker und religiöser Schwärmer!» Schelling, der noch bis 1841 in München lehrte, hat vielleicht seine Ansichten geändert, meint unser Bamberger Literat, aber wie O'Connel sagt: «nur Thoren ändern ihre Ansichten nie, Schurken gestehen es nicht zu, daß sie dieselben geändert haben». Schwarz glaubt, daß der «Titan der Philosophie» zuerst auf dem Wege der Naturphilosophie zur Wahrheit gelangte, jetzt aber einen «anderen, aber sicheren Weg» entdeckte, den Weg der Geistesphilosophie (spekulativ-geschichtlich), die mit dem Göttlichen beginnt. «Die Mysterien des Übersinnlichen sollen dadurch, soweit es menschlichem Auge möglich, enthüllt, nicht dumpfer Mystizismus befördert werden.» Unser Professor ist aber weit entfernt, Schelling zu verabsolutieren. Wie in der Naturphilosophie Schellings «der Pantheismus ein Fehler war», so ist in seiner neuen Anschauung die Notwendigkeit zu viel betont. Noch mehr als an Schelling übt Schwarz Kritik an dessen Gegner Hegel: «Sein einseitiges Denkverfahren kann nicht versöhnen. Der Gott, den uns seine Begriffe gezimmert, ist nur ein Götze der Philister, ein goldenes Kalb, das man beliebig handhaben und nach seiner Bequemlichkeit zurichten kann»<sup>8</sup>.

Unter diesen philosophischen Gesprächen erreichten die Bodenseefahrer Konstanz, die Stadt des Konzils. Unser Gewährsmann lobt die Kirchenversammlungen, die «das geeignete Werkzeug sind, wie der hl. Ignatius sagte, den ganzen Kirchenkörper gleich einer Harfe zu stimmen, an welcher alle Saiten harmonisch zusammenklingen!»<sup>9</sup> Im Konstanzer Konzilsbau entdeckte unser Besucher ein Brustbild des Kaisers Sigismund, vor dem eine hohe Persönlichkeit angeblich den Ausspruch tat: «Ein Schandfleck in der Reihe der deutschen Regenten.» Dr. Schwarz aber glaubte, daß Sigismund nur für den Fall der Lossprechung Hus sichere Rückfahrt zusicherte<sup>10</sup>. Indes ist unser Cicerone mit der Kerkerhaft des Haeretikers gar nicht einverstanden: «Ein trauriges

<sup>8</sup> Über Hegel und Schelling siehe W. 97—98, 201—202.

<sup>9</sup> S. Ignatii Ep. ad Ephesios 4, 1: Nam memorabile vestrum presbyterium, dignum Dei, ita coaptatum est episcopo ut chordae citharae. Die Stelle handelt indes nur von der Übereinstimmung des Bischofs mit dem Klerus.

<sup>10</sup> Diese These vertraten die Historisch-politischen Blätter 1839, Bd. II, S. 402—425, bes. 416—420.

Denkmal barbarischer Zeiten, wo man Irrende durch Kerkerqualen zu einer besseren Überzeugung zwingen wollte. Hier saß Huß viele Tage und Nächte in Ketten geschmiedet, während vielleicht eine heitere Umgebung, mildvolle Behandlung ihn eher auf bessere Wege gebracht haben würden; denn nur Liebe zeugt wieder Liebe. Ein noch gräulicheres Zeugnis des Justizterrorismus jener Zeit ist sein Flammentod, der gewöhnlich mit allem Unrecht der Kirche zur Last gelegt wird.» Nicht sie überantwortete ihn dem Tode, sondern das schwäbische Landrecht<sup>11</sup>.

Von Hus führt das Gespräch auf die Glaubensneuerung des 16. Jahrhunderts, die sich das Verdienst zuschrieb, die Hierarchie, dieses «Verderben für die Menschheit» gestürzt zu haben. Damit ist unser Laienapologet nicht einverstanden: «Kein Unbefangener verkennt, was die Hierarchie ihrer Zeit für die Freiheit der Völker that, indem sie das plumpe Ungestüm, ja die Despotie der weltlichen Macht zügelte.» Der Klerus hat mit seiner Bildung den Völkern die Erziehung geschenkt und «durch den Besitz seiner Güter wolthuedend für Armuth und Elend» gewirkt. Schwarz wiederholt über das Mittelalter, was Heinrich Heine, ein gewiß einwandfreier Zeuge gesagt: «Wie das Leben unter ihr (der Kirche) warm und innig blühte, wie besonders die Künste gleich still hervorgewachsenen Blumen jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt bei allen Fortschritten nicht nachahmen können.» Der Disentiser Lamentheologe sieht sogar die kirchliche Verfassung als Vorbild für die konstitutionelle Monarchie an: «Denn wie dort der Papst als Oberhaupt der Kirche, steht hier der Monarch im Staate; wie jener nicht allein unfehlbarer Herr in Glaubenssachen, sondern nur in und mit dem Konzilium: so ist auch der Monarch nicht unumschränkter Gebieter, sondern an die Mitwirkung der Volksrepräsentanten gebunden»<sup>12</sup>.

<sup>11</sup> Dazu Schnürer G., Kirche und Kultur im Mittelalter 3 (1929) 277: «Wir bedauern und beklagen eine Zeit, die nach einem so strengen Recht lebte, und wünschen sie keineswegs zurück. Allerdings ist damit das Urteil über Hus selbst und seine Richter noch nicht gefällt. Wir haben beide nach ihrer Zeit, nicht nach unserer, zu beurteilen, und Hus hat zum Teil die Strenge des Urteils selbst verdient.»

<sup>12</sup> Schwarz entgeht es, daß schon indirekt die päpstliche Stellung zu den Konzilien von Konstanz und Basel sowie Trient eine andere Ansicht

Sicher war die Idee der Kirche am Ende des Mittelalters ge-  
trübt. Daß nun die Reformatoren «gleich mit einem Sprunge auf  
das Urchristentum zurückgingen und beinahe anderthalb tausend  
Jahre mit einem Striche vernichteten», findet Dr. Schwarz als «un-  
historisch»: «Das heißt den Strom in seine Quelle, die Eiche wieder  
in ihre Eichel zurückdrängen, die Gegenwart zur Vergangenheit,  
die Tochter wieder zu ihrer eigenen Mutter werden lassen.» Im  
Protestantismus findet er «etwas Gesuchtes und Geschraubtes,  
ohne alle lebendige Wirkung auf das menschliche Gemüth». Letzt-  
lich weist unser Apologet auf das «große Buch der Weltge-  
schichte», das uns zeigt, wie Gott die ganze Menschheit erzogen  
hat, wie es unser «Hirskornverstand sophistischer Weltklugheit  
freilich nicht zu erfassen vermag». Gott paßte sich dem «Kindes-  
alter» der Menschheit an in der Uroffenbarung, im Alten Testa-  
mente und, als die griechisch-römische Welt am versinken war,  
durch das Christentum. Schwarz greift hier auf die «organische  
Idee» zurück, die er schon bei der Beurteilung der französischen  
Revolution herbeigezogen hatte.

Was unseren gelehrten Wanderer in der Stadt des hl. Konrad  
am meisten anzieht, das ist der Dom «im altdeutschen Styl». In  
fast endlosen Vergleichen äußert der Bamberger Romantiker immer  
wieder seine Begeisterung: das Gotteshaus ist ihm «ein majestä-  
tischer Gottesdienst der Sinnewelt, eine versteinerte, heilige Mu-  
sik, die schon aus weiter Ferne den Pilger anlockt, ein harmonisches  
Te Deum in verkörperten Accorden, daß Herz und alle Pulse  
klopfen und in ein jauchzendes Halleluja miteinstimmen». Und  
jeder Dom ist da für die Mysterienfeiern, für die «erhabenen Zere-  
monien des katholischen Ritus», die nicht etwas Totes sind, son-  
dern «Träger höherer, göttlicher Ideen».

Nicht unerwähnt bleiben darf der Besuch bei Ignaz Heinrich  
nahelegte. Damit stimmten auch Theologen (Bellarmin Ende des 16. Jh.  
und Philipps Anfang des 19. Jh.) überein. Siehe Lortz J., Geschichte der  
Kirche 1932, S. 275, 348. Mirbt C., Quellen zur Geschichte des Papsttums  
1924, S. 357. Daß aber Schwarz im Gegensatz zu dem Münchener und  
Mainzer Kreis bereits vor der Revolution von 1848 für die konstitutio-  
nelle Monarchie, besser gesagt für die Mitwirkung der Volksvertreter bei  
der monarchischen Regierung eintritt, ist wohl seinem schweizerischen  
Milieu zuzuschreiben. Dazu Schnabel II, S. 79 ff. und bes. IV, S. 195 ff.

Freiherrn von W e s s e n b e r g († 1860). « Man führte mich in ein freundliches Kabinet, das mit herrlichen Gemälden ausgeschmückt war, die den Kunstsinn seines Bewohners verriethen. Auf einem nahen Arbeitstische lagen Schiller's Gedichte aufgeschlagen. Nach einigen Augenblicken trat der Prälat selbst herein. Ungezwungen und ohne leeres Zeremoniell reichte er mir als Bewillkommung die Hand entgegen und dieser biedere deutsche Händedruck ließ mich auch auf ein edles Herz schließen, das unter dem einfachen Oberrock schlug. Sein graues gerolltes Haupthaar deutete zwar auf das Vorgerücktsein der Jahre, allein alles übrige zeugte noch von Jugendkraft. Heitere Lebensfrische leuchtete aus allen Zügen seines Gesichtes, besonders aus seinem Auge, und die gewölbte, faltenlose Stirne ließ den Sitz sinniger Gedankentiefe und platonischer Weisheit ahnen. » Das Gespräch drehte sich um die Schulverhältnisse in der Eidgenossenschaft. Wessenberg sprach « mit viel Liebe von der Schweiz, wo seine Ahnen herstammten, und von ihren großartigen Naturschönheiten, die er auch in mehreren seiner Gedichte so lebendig und warm geschildert hat ». Unter den literarischen Erscheinungen, welche die beiden miteinander besprachen, war Döllingers Arbeit über « Mohammeds Religion » (1838), in welcher Wessenberg « einzelne Äußerungen des Verfassers zu hart hielt ». Auch des Prälaten eigenes Werk über « Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts » (1840) kam zur Sprache. Der Verfasser wies selbst darauf hin, daß das Buch « verschiedene Beurtheilungen erlitten hat »<sup>13</sup>. Als Schwarz von einem Bamberger Professor erzählte, der einst Wessenbergs « kräftiger Gegner » gewesen, zeigte der Generalvikar « viele Teilnahme ». Zum Abschied wünschte der Freiherr unserm Besucher « besonders Muth und Fortdauer im dem schwierigen Berufe » des Lehramtes.

Schwarz war von jeher für Wessenberg begeistert. « Seine Leistungen als pädagogischer Schriftsteller haben segensvollen Einfluß auf Schule und Unterricht, besonders auf die Elementarbildung des Volkes, so wie die kleineren Schriften auf Gemüth und Herz der Jugend; obwohl an ihnen manche süßliche Zierereien weg-

<sup>13</sup> Eine Anspielung vor allem auf die vernichtende Kritik von Hefele in der Tübinger Quartalschrift 1841, S. 616—664.

zuwünschen wären. Die schönsten Seiten seiner Humanität drücken sich aber im schönsten Theile seiner Gedichte aus. Zwar herrscht in einzelnen, besonders den größeren, eine flache, verwerfliche philosophische Richtung vor, in keinen seiner Poesien ist weder der erhabene Schwung eines Schillers noch die Tiefe eines Göthes, noch weniger hingegen (was ihnen zum Lobe gereicht) die einseitigen politischen Tendenzen der neuen Schule; aber mit geringen Ausnahmen zeigt er sich als zarten, sinnvollen religiösen Dichter, dessen Gesänge in die mannigfaltigsten antiken und modernen Fomen gegossen sind, denen selbst die strenge Kritik wohl schwerlich etwas anhaben möchte, und die nur, in Form und Inhalt, von einem zweiten kirchlichen Sänger, von Ladislaus Pyrker, übertroffen werden»<sup>14</sup>. «Als Mensch steht Wessenberg rein und fleckenlos da, geachtet von seiner Umgebung, wie in der öffentlichen Meinung, so wie er auch in seinem Wirken auf dem badischen Landtage in Staatsangelegenheiten als warmen Patrioten und regen Beförderer des konstitutionellen Lebens sich bewährte.» Natürlich weiß Dr. Schwarz um die heikle kirchliche Stellung des geistlichen Adelligen. Aber diese ist «oft genug schon charakterisiert worden, so daß ich nur Längstbekanntes wiederholen müßte». Unser Literat will «bloß den Menschen, Pädagogen und Dichter ins Auge fassen»<sup>15</sup>.

Der Besuch des Dominikanerklosters in Konstanz und die Nähe der Benediktinerabtei Reichenau, beides aufgehobene Konvente, geben zu einer interessanten Zwiesprache mit einem badischen Protestanten Anlaß. «Es wird zu allen Zeiten Menschen geben, die, bei allen Fortschritten der Zeit, doch dem stürmischen Getreibe der Welt ein stilles, beschauliches Leben vorziehen.» Und diese Klöster können «unbeschadet ihrer kirchlichen Bestimmung im engeren Sinne, auch jetzt noch für die Menschheit nutzbringend werden», nämlich für Erziehung und Schule, Missionen und Kran-

---

<sup>14</sup> Als Dichter ist Wessenberg «wenig beachtenswert, alte Schule, mit Romantik überzogen» Lexikon f. Theologie u. Kirche 10 (1938) 837. Indes ist die in klassischen Formen gekleidete Muse Pyrkers († 1847) von größerer Nachwirkung als die Wessenbergs. Zu Pyrker W. 218, 243. Nadler J., Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften 4 (1928) 480.

<sup>15</sup> Über Wessenberg W. 217—219, 228.

kendienst und nicht zuletzt für die Wissenschaft. «Wohl mag es in diesen Klöstern manchen dummen Mönch gegeben haben, allein auch unsere Badener katholische Geistlichkeit hat nicht lauter Lichter.» Auf alle Fälle haben durch die Klosteraufhebungen «Religion und Staat mehr verloren als gewonnen».

Von Konstanz aus fuhr unser Literat nach Arbon. «Hier am Gestade stand einst die schöne Burg, die der letzte Hohenstaufen, der unglückliche Konradin, vor seinem italienischen Kriegszuge ein halbes Jahr lang bewohnte... Hier unter den Blüten dieses lieblichen Seegestades sang er wahrscheinlich das kindlich schöne Lied: «Ich freue mich manniger Blumen roth, die uns der Maie bringen will.» Diese aus Manesse herübergenommenen Worte veranlassen unsern Dichterfreund, sich über den Minnesang begeisternd zu äußern: «Schwaben war der Garten der Ritterehre und des Sängerreiches». In diesem Zusammenhange möchte Schwarz überhaupt das Wesen des Dichterischen erfassen. Er glaubte es zu finden in den Worten des Grafen von Löben: «(Der Dichter) lebt in einem beständigen Blick und Kusse, in einer unsichtbaren Umarmung, darum nimmt alles seine Zuflucht zu ihm, was liebt.» Es ist bezeichnend, daß unser Literaturfreund gerade diese Stelle aus Löbens «Lotosblätter» auswählt und zudem dieses Opus des «tiefsinnigen Isidorus» als «ein seiner wahren Tiefe nach noch nicht genug gewürdigtes Werk» hinstellt<sup>16</sup>.

Am Bodensee besuchte unser Professor auch das badische Meersburg, wo er zu seinem großen Leidwesen den Direktor des Seminars, Philipp Nabholz († 1842), nicht traf. Er be-

---

<sup>16</sup> Otto Heinrich Graf von Loeben († 1825) zeigte in seiner Seelenhaltung Ähnlichkeiten mit dem Naturphilosoph Schubert. Er kam auf den «tragenden Armen der Musik» und durch die Verehrung der Madonna in den Schoß der Kirche zurück. Seine Ideen waren durch die Philosophie Schellings und die Dichtkunst Novalis' geprägt. 1817 veröffentlichte er die «Lotosblätter», eine Sammlung geistreicher und ahnungsvoller Aphorismen. Trotz vielfach schwärmerischer und zerfließender Romantik war Loeben doch «dichterisch begabter Kopf» und «von fabelhafter Formgabe und verblüffender Meisterschaft des Wortes, des Reimes, des Verses». Siehe Nadler 3 (1924) 387, 420, 562—564. Dazu Allgemeine Deutsche Biographie 19 (1884) 40—44.

trachtet ihn « nicht als bloßen Nachbeter Pestalozzis », sondern als einen, der dessen Ideen mehr verwirklichen konnte als der Meister selbst. Nabholz's sittlichen Charakter und pädagogische Weisheit achtete Schwarz auf Grund von Aussagen wohlunterrichteter Freunde hoch<sup>17</sup>. Aber er möchte doch Johann Heinrich Pestalozzi († 1827) selbst als den großen Bahnbrecher der Pädagogik belassen. Er wirkte gerade, als die Aufklärung das verstandesmäßige Nützlichkeitsystem hochhielt. « Pestalozzi nur war der Mann, welcher der Schlange dieses Materialismus den Kopf zertrat, welcher die Pädagogik vom höheren, christlichen Gesichtspunkte auffaßte und dieser Wissenschaft, wie Kant der Philosophie, eine gründliche Reform gab. » Immerhin fügt unser Literat hinzu: « noch aber fehlt, meines Wissens, ein rechter christlicher Katechismus, worin, entfernt vom seichten Naturalismus und todten Mechanismus, das Positive des Christenthums auf solche, Geist und Gemüth des Kindes ansprechende Weise, entwickelt und behandelt wird »<sup>18</sup>. In Meersburg besucht Professor Schwarz den Friedhof, wo sich das Denkmal des Arztes Dr. Franz Anton Messmer († 1815) befindet, der « die ersten tiefen Blicke in das geheimnisvolle Räthsel der Natur, in den thierischen Magnetismus oder Somnambulismus warf ». Unser Disentiser Philosoph sucht die Unterschiede zwischen dem selbstbewußt wachen Geistesleben und dem « magnetischen » hervorzuheben und verwahrt sich, daß man Christus als Magnetiseur hinstellt. « Die Wunder und Weissagungen der Offenbarung, besonders die Sprachengaben durch die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste, sind ganz

---

<sup>17</sup> Schwarz hat seine Kenntnis nicht zuletzt von Rektor Peter Kaiser in Disentis, der 1826—1835 in Aarau wirkte, also in der Zeit, zu welcher dort Philipp Nabholz als Direktor des Lehrerseminars tätig war (1822—1834). Kaiser verfaßte 1846 ein Lebensbild von Nabholz. Siehe Jahrbuch des hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 1944, S. 75. Über Nabholz siehe Hunziker O., Geschichte der schweizerischen Volksschule 2 (1881) 374—378.

<sup>18</sup> Damit gibt eben Schwarz zu verstehen, daß ein Pestalozzi auf festem kirchlichen Fundamente das Ideal wäre. Seine Bewunderung über Pestalozzi darf zumal damals nicht auffallen, gilt dieser doch noch heute « trotz aller Schwächen als einer der größten pädagogischen Führer aller Zeiten ». Willmann-Roloff, Lexikon der Pädagogik 3 (1914) 1161—1177.

anders in ihrem Grunde und in ihren Äußerungen als die magnetischen Phänomene»<sup>19</sup>.

Von Meersburg gings nach Überlingen, wo er einen Abendzirkel literarischer Freunde mitmachte. Der «als Schriftsteller bekannte Z. Funk (C. Fr. Kunz) versteht das Herz seiner Zuhörer wunderbar zu ergreifen». Ihn sollte irgend ein deutscher Fürst an seinen Hof als Vorleser ziehen, um sich «den Ernst und die Last der Krone durch sein anmuthiges Talent erheitern und erleichtern zu lassen»<sup>20</sup>. Auf die Vorlesung hin fand dann die Kritik des rezitierten Dichters statt. Damals war gerade K. Gutzkows Roman: «Blasedow und seine Söhne» (1838) an der Reihe. Schwarz spricht dem Dichter «geniale Anlagen nicht ab, obwohl schier in allen seinen Werken die eigentlich zusammenhaltende poetische Schöpferkraft fehlt». Dessen «Wally» (1835) betrachtet er als «eine Versündigung an Sittlichkeit und Wahrheit». Unser Literaturkritiker glaubte, daß der «junge Dichter sich mehr einer positiven Tendenz zuwende, wovon seine jüngsten dramatischen Produkte Zeugnis geben». Gutzkow († 1878) hat diese Hoffnung nur in sehr bescheidenem Maße erfüllt. Die hohen Ziele der Poesie behielt insbesondere die jungdeutsche Schule mit Heinrich Heine an der Spitze nicht immer im Auge. Ihre Anhänger sind «ebenso frech und kühn wie angestaunt und bewundert». Indes verwirft unser Censor dennoch die ganze Bewegung nicht in Bausch und Bogen, weiß er doch, daß auch die sogenannte romantische Schule mit ähnlichen Waffen gegen den «damaligen seichten Kosmopolitismus, gegen die hyperrationale Behandlung des Christentums» gekämpft hat. So werden deshalb auch jetzt «die stürmenden Bestrebungen der Jüngern bewußt und unbewußt manches Gute für die Zukunft stiften». «Lasse man sie daher gewähren, selbst toben und wüthen, sie hören von selbst auf, wenn sie es satt haben

---

<sup>19</sup> Damit wendet sich Schwarz gegen Christian H. Weisse, der in seinem Buche: «Die evangelische Geschichte» (Bd. I, 1838, Leipzig, S. 369) die Anschauungen Messmers auf das exegetische Gebiet übertrug und die Heilungswunder Jesu auf eine «eigentümliche organische Begabung» zurückführte. Felder H., Jesus Christus 2 (1914) 424—425. Über Messmer Schnabel 3 (1934) 180—182.

<sup>20</sup> Vielleicht handelt es sich um Karl Friedrich Kunz, ehemals Weinhändler und Verleger im Bamberg um 1810. Nadler 3 (1924) 389—390.

und einsehen, daß ihr Geschrey verhallt in der allgemeinen Masse; der Schaden aber, den Einzelne dadurch leiden, kann nicht in Anschlag kommen, wenn es sich um das Fortschreiten der ganzen Nation handelt.» Man muß zugeben, daß Schwarz mit einer gewissen Abgeklärtheit geistesgeschichtliche Bewegungen wertet.

Am Bodensee begrüßt Schwarz auch B r e g e n z , von wo er einen kleinen Besuch bei Bauern des Bregenzerwaldes macht. Köstlich schildert er uns die Tracht der Leute; obwohl er sich nicht immer richtig zu erinnern scheint, hat er doch die Hauptsache im Auge behalten, die blau-schwarze Spitzkappe der Frauen und deren Gürtel aus Leder mit Silberbeschlag, an welchem «der Anfangsbuchstabe eines Namens glänzte, der die theuren, stillen Geheimnisse des Herzens verriecht». Die «weißen, niedlich gestrickten Busentücher», welche Schwarz erwähnt, sind problematisch, da die Frauen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nur ein dunkles Halstuch trugen<sup>21</sup>. Sehr schön schildert aber unser Volksfreund die weiße reich verzierte Zipfelkappe (nicht Schlafmütze) der Herren, die auch als Unterpfand der Liebe an die Braut gegeben wird. Das idyllische, echt romantische Volksbild schließt der Verfasser mit einem Hinweis auf den ehrwürdigen «Familienbaum», unter dem die ganze Familie an heiteren Sommertagen das Abendgebet verrichtet.

An diesen Bregenzer Aufenthalt knüpft der Verfasser seine politischen Betrachtungen über Österreich. Das Wiener Kabinett Metternichs kommt sehr gut weg: «Für ein konstitutionelles Leben ist bei den verschiedenartigen Bestandteilen kein Bedürfnis vorhanden; desto schwieriger aber ist es, dieselben zusammenzuhalten.» Hätte Schwarz noch den Sturz Metternichs und die Erhebung der Ungarn, Tschechen und Italiener im Revolutionsjahre 1848 miterlebt, so hätte er wohl das nationale Bedürfnis der nichtdeutschen Völker des Donaureiches weniger unterschätzt. Eher richtig ist vielleicht das, was er über den Deutsch-Österreicher schreibt: «Der Österreicher ist für die Preßfreiheit so wenig empfänglich als für die Gedanken-tiefe deutscher Philosophie.» Doch würdigt unser Censor weit-

---

<sup>21</sup> Der Gürtel ist nicht «aus Gold- und Seidenfäden hingewebt», wie Schwarz behauptet. Zum Ganzen Curti P. N., Die Frauentracht im Bregenzerwald. Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseums in Bregenz. 1929, S. 65, 71.

gehend die Bemühungen der österreichischen Stämme für Literatur und Musik, für Geschichte und Naturwissenschaft. Ein Abstecher nach Lindau, dem «deutschen Venedig», gibt Anlaß, die künstlerischen und kulturellen Bestrebungen König Ludwigs I. von Bayern (1824—1848) zu besprechen. Bayern ist eine «Vorhalle Italiens» geworden, aus welcher «alles moderne Weltwesen verbannt ist, dagegen der religiöse Gehalt, der tiefpoetische, symbolische Geist der mittelalterlichen Kunst zu einem frischen Dasein wiedergeboren wird». Hätte Schwarz noch das Jahr 1847 erlebt, als des Königs Lieblingsfigur, die Tänzerin Lola Montez, ihre hochpolitische Rolle spielte, so hätte er doch vielleicht sein allgemeines Lob vorsichtiger gefaßt. Immerhin sieht unser Bamberger die Zerteilung Bayerns klar, neigt sich doch der fränkische und schwäbische Teil mehr nach dem südwestlichen Deutschland, der altbayrische aber nach Österreich.

Und nun zurück nach Konstanz und von dort nach dem Untersee! Bei Arenenberg gibt sich unserm Politiker die Gelegenheit, sich über Louis Napoleon freimütig zu äußern, war dieser doch damals das Gespräch aller, nachdem er 1840 zum zweiten Male vergeblich versucht hatte, durch einen Putsch König Louis Philipp (1830—1848) zu stürzen. Napoleon (III.) «besitzt keine andere Berühmtheit als die seines Namens». Er wird sich «nicht als kräftiger Führer, sondern höchstens als Bundschuh bei einem europäischen Kriegszuge» zeigen. Ganz anders lautet sein Urteil über den ersten Napoleon, dessen Leiche 1840 von St. Helena nach Paris gebracht worden war. Schwarz bewundert seine strategischen und stätsmännischen Talente. Er sagt dies ganz offen, obwohl in Deutschland die Zeit «wirklich noch nicht ganz vorüber ist, wo es für eine patriotische Ketzerei galt, Bewunderung für Napoleon zu fühlen». Die republikanisch-demokratische Bewegung begeisterte sich für den Schlachtenkaiser, da er es war, der die Fürsten und Könige zittern machte. In deutschen Landen weckte besonders Heinrich Heine mit seinem Liede «Die Grenadiere» (1821) und mit seinem Buche: «Le Grand» (1826) die Sympathien zum großen Soldaten. All das hindert aber Schwarz nicht, die Despotie des Korsen zu brandmarken. Napoleon wollte «die Größe Frankreichs als ein Mittel seiner eigenen Größe», deshalb ist er von den europäischen Nationen zu Fall gebracht worden.

Als das Dampfboot an der Insel Reichenau vorbeifuhr, lenkte sich das Gespräch auf Klöster und Orden. Ein «Klösterfresser» und ein «Klöstervergötterer» stritten hitzig miteinander. Zuletzt kam die Rede auf die Jesuiten, über deren Zulassung in Luzern man ja damals seit 1841 eingehend diskutierte (Zulassung 28. Oktober 1844). Der eine der Streitenden malte sich schon ein «herrliches Autodafee vor, wo alle Jesuiten vom Höllenfürsten selbst auf glühendem Roste gebraten würden». Der andere überhäufte den Orden mit Lob und strich sogar die Schattenseiten als Verdienste hervor. Schwarz versucht dann, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Er erinnert an das Lob, welches Johannes von Müller der jesuitischen Verfassung zollt, die d'Alembert le chef d'Oeuvre de l'industrie humaine en fait de politique nennt. Und Baco von Verulam bricht in den bewundernden Ruf aus: *Consule scholas Jesuitarum! Nihil enim his melius!* Schwarz erinnert an die großen Missionare wie Franz Xaver, an den Jesuitenstaat in Paraguay, durch dessen Gründung sich die Väter der Gesellschaft selbst nach dem Geständnis von Montesquieu unermeßliche Verdienste um die menschliche Kultur erworben haben. Aber Schwarz kritisiert auch: «das zu große persönliche Übergewicht des Generals». Mit Berufung auf Möhler wirft er ihnen allzu einseitig praktischen Theologiebetrieb vor, indem sie «in der Dogmatik das rein Positive, in der Moral die Kasuistik zu sehr ausgebildet und den mystischen Geist zu sehr vernachlässigt» haben. Natürlich läßt er nicht unerwähnt, daß sie sich an den Höfen zu stark ins Politische hineinließen. Indes wurden sie aufgehoben nur deshalb, weil sie «in enggeschlossenen Reihen die Altäre und die Thronen vertheidigten». Ihre Unterdrückung war «ein barbarischer Justizterroris- mus». Über die neueste Zeit seit 1814 will sich unser Professor nicht äußern, verwahrt sich aber dagegen, daß die Jesuitenschulen «über alle andern Anstalten zu setzen» seien. «Die ehrwürdigen Väter selbst würden eine so unverdiente Schmeichelei nur mit Unwillen zurückweisen.»

Unterdessen war die Gesellschaft in Schaffhausen angekommen. «Die mittelalterliche Physiognomie» der Stadt mit den Ringmauern und Türmen, Erkern und Hausmalereien ist sehr anziehend. Dazu glaubt man fast, sich in Schwaben zu befinden, das

gleiche treuherzige Wesen, die gleiche schwerfällig-gemütliche Sprache, ja sogar Kleidung, Sitten und Speisen, alles wie im idyllischen Schwaben. Eine Enttäuschung ist ihm die Kirche des Klosters Allerheiligen. Er vermißt darin «die Erhebung des Gemütes durch die zauberische Gewalt der bildenden Künste». Diese Erhebung erst mitzubringen oder frei aus dem Innern hervorzurufen, das ist ihm «ein gewisser Widerspruch mit dem wahren Wesen der menschlichen Natur und übersteigt überdies die Kräfte der Meisten».

Diejenigen Persönlichkeiten, die am meisten Schaffhausen vertreten, sind natürlich Johannes von Müller († 1809) und Friedrich Hurter († 1865). Zunächst bricht Schwarz eine Lanze für den eidgenössischen Geschichtsschreiber, der von dem sonst verdienstvollen Kritiker Wolfgang Menzel genau so «ungerecht und leidenschaftlich niedergetreten» wurde wie Goethe. «Nicht gehörig erkannt und geachtet von seinem Vaterlande, mußte er fremde Hülfe annehmen, um seinen großen Geist zu entfalten . . . er machte sich hochverdient um Deutschland, das ihm die Erhaltung dreier wichtigen Universitäten, Halle, Marburg und Göttingen verdankt.» Indes findet auch Schwarz mit Menzel, daß Müller die Eidgenossenschaft zu sehr als selbständiges Volk dargestellt hat. Die Schweizer «standen in ihrer Größe da, so lange sie mit Deutschland verbunden waren; und besonders in unseren Tagen erwacht das Bedürfnis auf vielfache Weise, sich an die alten Stammverwandten auf innige, geistige Weise wieder anzuschließen, ohne das individuelle Volksthum aufzuopfern». Damit spielt Schwarz wohl auf die gemeinsamen demokratischen Bande an, welche die schweizerische Eidgenossenschaft mit den süddeutschen Staaten, allen voran mit Baden, umschlang. Ebenso dachte er an die vielen deutschen Emigranten, welche besonders seit dem Hambacherfest von 1833, einer national-republikanischen Kundgebung, in der Schweiz eine Zuflucht fanden<sup>22</sup>. Daß Schwarz die Selbständigkeit unseres Landes gewahrt wissen wollte, haben wir schon erwähnt<sup>23</sup>.

---

<sup>22</sup> Dierauer J., Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft 5 (1922) 612—618, 626—627. Dazu Curti Th., Geschichte der Schweiz im 19. Jh. (o. J.) S. 456, 458—460.

<sup>23</sup> W. 261, 270.

Ein anders gearteter Historiker als Johannes Müller ist Friedrich Hurter († 1865), der sich «in die Mitte der Weltgeschichte hineinwirft und aus ihr gleich einen der großartigsten Charaktere herausnimmt, ihn zum Mittelpunkt des großartigen Zeitgemäldes macht, welches im abwechselndem Farbenspiel vor unseren Augen sich entfaltet». So charakterisiert unser große Geschichtsfreund das vierbändige Werk Hurters, das 1834—1842 über Papst Innozenz III. erschien. «Weil er als Historiker das Leben und Wirken der katholischen Kirche als weltgeschichtliche Erscheinung wahr darstellte, wurde die Bannbulle des Protestantismus über ihn geschleudert. Er ertrug es mit Geduld als edler Christ.» Hier spielt Schwarz auf die Tatsache an, daß Antistes Hurter 1841 auf die Angriffe mancher Pastoren hin sein Amt niederlegte. Am 16. Juni 1844 trat er in Rom zur katholischen Kirche über, was unser Disentiser Apologet nicht mehr erwähnen konnte.

Unter diesen Gesprächen über Schaffhausens große Männer kam Schwarz an den Rheinfall, «wo Europas erster Strom mit Jünglingskraft sich in das Grab der Wellen stürzt, der mächtigste, prachtvollste Wasserfall von Europa, dessen aufwirbelnden Wasserstaub» durch die Strahlen der Nachmittagssonne «ein wahrhaft überirdisches Zauberspiel» bot. «Groß war der Genuß bei der staunenden Betrachtung dieses Wunderwerkes der Allmacht Gottes.»

Und letztlich klingt die Wanderung in ein Loblied auf die schweizerische Eidgenossenschaft aus: «eine kleine Völkerrepublik inmitten großer Monarchien», ein Land, dessen Taten sogar «an Roms und Griechenlands Größe erinnern, das Männer gebar, welche Europa dankbar ehrt, das eine Zufluchtstätte für alle Verfolgten war und ist, eine Felsenburg, die selbst der Welteroberer Napoleon, während er die ältesten Throne brach, nicht zu vernichten wagte, und die unbeweglich fest, wie ihr Berggebäude stehen wird, wenn innere Einheit den ganzen Bau zusammenhält». So begeistert, ja allzu begeistert der fränkische Romantiker für seine Wahlheimat ist, so verkennt er doch am Vorabend der Freischarenzüge (1844) nicht die inneren Gefahren, die unserem Lande drohten. Es war die liebende Sorge eines aufrichtigen Gastfreundes.

### III. Gesamterscheinung.

Der Gang durch das Leben unseres Bamberger Romantikers und die Blütenlese aus den «Wanderbilder» genügt, um Schwarz seinen gebührenden geistigen Standort zuzuweisen. Er gehört selbstredend nicht zu den schöpferischen Größen der Romantik, wohl aber zu den gerade in dieser Epoche zahlreichen Persönlichkeiten, welche nicht ohne Geist die guten Ideen ihrer Zeit aufnahmen und sie in anmutsvoller Form verbreiteten. Schwarz war der typische Franke, aufgeschlossen für alle Lebens- und Wissensgebiete, lebhaft und gewandt in der Ausdrucksform. «Dichterisches Gemüth» und künstlerische Begabung eignet dem empfindsamen Franken<sup>1</sup>. Am originellsten erscheinen seine Natur- und Volksschilderungen der rätisch-alpinen Landschaft, die für ihn das große Erlebnis seiner besten Jahre war. Die politischen Urteile wie z. B. über Metternichs Österreich sind manchmal zu sehr vom Pulte aus geschrieben. Das Prophezeien, zumal am Vorabend der Februarrevolution, war eine schwierige Sache. Nicht unglücklich sind viele seiner historisch-literarischen Darlegungen wie z. B. die treffliche Charakteristik Napoleons I. und Görres' zeigt. Natürlich erscheint er in der Bewunderung für manche Größen und Erscheinungen seiner Tage zeitgebunden. Wessenberg in literarischer und Schelling in philosophischer Hinsicht sind hier Belege. Hätte er noch zwei Jahrzehnte gelebt, er hätte sich wohl sicher der scholastischen Theologie und Philosophie, wie sie Josef Kleutgen seit 1853 und Mathias Scheeben seit 1861 pflegten, angeschlossen. So gehörte er aber einer Übergangszeit an und nahm, was er irgendwie für brauchbar hielt. Die Hauptidee, die durch das ganze Buch immer wieder aufleuchtet, aus der er Kirche und Symbole, Zeremonien und Prozessionen begreiflich zu machen sucht, ist immer wieder die leiblich-seelische Wesenheit des Menschen und letztlich der Geist Gottes, der sie schuf: «Die wahre Theologie wird und kann die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion nie verkennen; denn die Gottheit will sich uns natur-

<sup>1</sup> Schwarz bezeichnet sich selbst als «von dichterischem Gemüth». W. 97. Zum Charakter von Schwarz siehe auch seine Kontroverse mit Rektor Peter Kaiser. Jahrbuch des hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 1944, S. 84—88.

gemäß als sinnlich-vernünftigen Wesen nur auf symbolische Weise offenbaren; daher auch sehr sinnig die Christen den Inbegriff ihrer Religionswahrheiten ein Glaubenssymbol (*symbolum fidei*) nennen. Aber die ächte Theologie soll nicht bloß an der Form dieser Symbole syllabieren, nicht bloß an der Schale handwerkern, sondern in den Kern, in den Geist eindringen, die ewigen Ideen erfassen und begreifen»<sup>2</sup>.

Diese Grundanschauung gehört zum gemeinsamen Gedankenbesitz der Romantik. Schon sein Lehrer in Erlangen, der Naturphilosoph Gotthilf H. Schubert, sah «beide Welten, die des Endlichen und jene des Ewigen, in der Natur des Menschen abgespiegelt»<sup>3</sup>. Der von Schwarz so hochgeschätzte Dichter Otto Heinrich von Loeben († 1825) betrachtete überall im Irdischen das Himmlische. Das Erdenhafte ist ihm «eine unaufhörlich redende symbolische Sprache»<sup>4</sup>. Daß Schwarz aber diesen seinen Vorbildern nicht bis in das Halbdunkel eines spielenden und verfließenden Mystizismus gefolgt ist, verdankt er wohl seiner sicheren Weltanschauung, die er sowohl in seinem fränkischen Bamberg wie im rätischen Disentis als gegeben vorfand und mit voller Seele übernahm.

Schwarz muß sogar in mancher Hinsicht als Laienapologet betrachtet werden. Die «Wanderbilder» unterlassen keine Gelegenheit, um auf das historische Christentum hinzuweisen. Gegen die Protestanten sucht unser Literat die Angemessenheit der kirchlichen Zeremonien und Volksgebräuche, gegen die Aufklärer die Notwendigkeit der sichtbaren Kirche darzutun. Aber er tut es immer in gelassener und vornehmer Art, wie es ihm als dem studierten Philosophen und literarisch Gebildeten geziemt. Eigentlich theologische Auseinandersetzungen auf Grund von Schrifttexten sind ganz selten<sup>5</sup>. Die Lektüre seines Hauptwerkes erinnert leise

---

<sup>2</sup> W. 209.

<sup>3</sup> Merkel F. R., *Der Naturphilosoph G. H. Schubert und die deutsche Romantik* 1912, S. 66.

<sup>4</sup> Muncker F. in der *Analyse der «Lotosblätter»*. *Allgem. Deutsche Biographie* 19 (1884) 43.

<sup>5</sup> Vgl. W. 231. Typisch ist die Beurteilung der frz. Revolution mehr von der organischen Entwicklung aus gesehen als vom Standpunkte der Autorität und Moral wie bei de Maistre. W. 197.

an die zeitgenössischen Apologeten Joh. Bapt. Hirscher (1788 bis 1865) und Franz Anton Staudenmaier (1800—1856), deren gemüts- tiefe und kunstfrohe Schriften bereits vor Schwarz in noch feinerer Art den «Geist des Christentums» offenbarten.

Die Wirkung der gesamten Tätigkeit unseres Bamberger Ro- mantikers ist heute noch nicht zu erfassen. Zum mindest aber ist er in den letzten Jahrzehnten vergessen worden, sonst hätte man ihn nicht mit dem Obersaxer Martin Anton Schwarz (1814—1853), der ebenfalls in Disentis Professor war (1843—1853), verwechselt <sup>6</sup>. Da unser Franke sehr früh sein Erdenwerk beschließen mußte und sich zudem noch sein Schaffen auf zwei entfernte Gebiete erstreckte, auf das bayrisch-fränkische und eidgenössisch-rätische Land, so wäre sein frühes Vergessen in etwa erklärlich. Wie dem auch immer sei, hoffentlich bleiben nun seine geist- und gemütsvollen «Wander- bilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle» unver- licherbar.

---

<sup>6</sup> So Bazzigher J., Festschrift zur Hundertjahr-Feier der Bündnerischen Kantonsschule. 1904, S. 203. Über Martin Anton Schwarz siehe Jahres- bericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 51 (1921) 131.